



Quelle: KZ Gedenkstätte Kaltenkirchen-Springhirsch

Angekommen in einer neuen Gegenwart: Das Gelände des KZ-Außenkommandos Kaltenkirchen-Springhirsch in den 60er Jahren. Nur noch zwei Gebäude des Lagers (oben links) sind erhalten – die ehemalige Nordbaracke und die kleinere Baracke mit Latrine und Waschraum

Gerhard Hoch

„Man konnte doch nichts wissen“

**Zeitzeugen des Nationalsozialismus:
Vorgebliche Unkenntnis, Flucht ins Nichtwissen**

„Man konnte doch nichts wissen“ – so meinte unlängst ein im Ruhestand befindlicher Kirchenmann mit Blick auf das ehemalige KZ-Außenkommando Kaltenkirchen, verbunden mit einer Skepsis bezüglich der Richtigkeit dessen, was im Laufe der letzten Jahrzehnte über jenes Lager veröffentlicht wurde. Es ist nicht ungewöhnlich, wenn die Beteuerung des Nicht-Wissen-Könnens durch alle Jahrzehnte der Nachkriegszeit und auf allen Ebenen der Bevölkerung vorgebracht wurde und gelegentlich noch vorgebracht wird.

1. Ausgangspunkt

Wenn vorgeschützt wird, das „Dritte Reich“ habe mit seinem Droh- und Überwachungspotenzial sichergestellt, dass Nachrichten über Konzentrationslager keine Verbreitung finden konnten, so sprechen die Ergebnisse der Zeitgeschichtsforschung dagegen. Existenz und Funktion von Konzentrationslagern als Einschüchterungsmittel waren seit 1933 allgemein bekannt und Gegenstand häufiger Presseberichte – so auch im *Segeberger Kreis- und Tageblatt*. Auch bezüglich der späteren Lager zum Zweck der Menschenvernichtung blühte hinter vorgehaltener Hand ein üppiger Markt „schwarzer“, verbotener Informationen.

Wenn derartige Erklärungen selbst im unmittelbaren Umfeld eines früheren Konzentrationslagers abgegeben werden, ist die Annahme naheliegend, dass es sich um Schutzbehauptungen handelt, deren Gründe es zu untersuchen gilt.

Um beim konkreten Beispiel zu bleiben, so ergibt sich die Frage: Konnte das KZ-Außenkommando Kaltenkirchen der gesamten Bevölkerung damals überhaupt verborgen bleiben? Wenn das nicht der Fall ist, bleibt zu fragen, woher die vorgebliche Unkenntnis rührt und welche Gründe es für die Flucht in das Nichtwissen gibt.

Es soll also im Folgenden zunächst geklärt werden, auf welchen Wegen und bei welchen Gelegenheiten Kenntnisse über das Lager zu den Menschen der näheren, aber auch weiteren Umgebung gelangen konnten beziehungsweise mussten. Im Anschluss daran soll versucht werden, Gründe zu finden für die Flucht in das Nichtwissen und für die Beteuerung, nichts gesehen und nichts gehört zu haben.

2. Das KZ-Außenkommando im Blickfeld der Öffentlichkeit

2.1 Transport und Marschroute der Häftlinge

Wenn wir als wesentliches Kennzeichen für das Faktum „Konzentrationslager“ deren Insassen – die Häftlinge – ansehen, dann erlebte Kaltenkirchen als Gemeinwesen seine erste Begegnung mit dem nach ihm benannten Lager, als im Sommer 1944 auf dem Bahnhof der erste große Transport mit ungefähr 550 Häftlingen, aus dem Hauptlager Neuengamme kommend, eintraf. Dies geschah am helllichten Tage, denn die Planer aller solcher Transporte vermieden wegen etwaiger Fluchtgefahr stets einen kilometerlangen Weg mit ihren Opfern während der Dunkelheit.

Der relativ kurze Bahntransportweg der Häftlinge von Neuengamme bei Hamburg nach Kaltenkirchen zog sich über zweieinhalb Tage hin. Man ließ den Zug also kriegsbedingt oder auch nachlässigerweise häufig stundenlang auf irgendwelchen Bahnhöfen oder Abstellgleisen warten. Bahnbedienstete schilderten, wie aus den Waggons Urin troff und sich Gestank verbreitete. Hinweise auf solche Beobachtungen und Erfahrungen gelangten sicher auch zu den Familien der Zugbegleiter.

Schon bei der Entladung der Waggons gab es Augenzeugen, die Einzelheiten beobachteten und später darüber berichteten: Häftlinge, die den tagelangen Transport nicht überlebt hatten, wurden auf dem Bahnsteig abgelegt. Dann bewegte sich die lange Marschkolonne – eskortiert von den laut kommandierenden Wachsoldaten und von Hunden – durch bewohnte Straßen der damals noch kleinen, gut 2000 Einwohner zählenden Gemeinde. Man sah, wie Tote mitgeschleppt wurden. Als besonders auffallend wird das vielhundertfache Klappern der primitiven Holzschuhe auf dem Straßenpflaster beschrieben sowie das Bild einer großen Schlange von Menschen, alle in der gleichen, wohlbekannteren gestreiften Kleidung.

Die Phase von der Ankunft des Zuges bis zum Erreichen der letzten Häuser des Dorfes dürfte etwa zwei Stunden gedauert haben, denn die äußerst geschwächten Häftlinge waren zu einem schnellen Marschtempo unmöglich zu bewegen. Während dieser relativ langen Zeit wird sich die Nachricht von diesem Szenarium rasch verbreitet und im Laufe der nächsten Tage auch das letzte Haus erreicht haben – dies nicht nur in Kaltenkirchen, sondern sicher auch in den umliegenden, zum Kirchspiel gehörenden Gemeinden.

Die Marschroute führte dann entlang der sogenannten „Betonstraße“ in Richtung Militärflugplatz durch unbebautes Gebiet. In Moorkaten querte sie das Moorkaten-Lager, deren zahlreiche Baracken beiderseits der Straße zur damaligen Zeit mit wechselnden Bewohnern belegt waren. Kurz danach bog die Kolonne nach rechts ab auf das Gelände des Flugplatzes und quer-



Foto: Jürgen Gill/KZ-Gedenkstätte Kaltenkirchen-Springhirsch

Historischer Ort der Ankunft von Häftlingstransporten: der Kaltenkirchener Bahnhof 2007

te diesen in Richtung Norden nach Springhirsch, wo die deutsche Luftwaffe alle baulichen Vorbereitungen für das bei der SS-Führung beantragte Konzentrationslager getroffen hatte.

2.2 Das Lager an der Reichsstraße 4

Das Lager befand sich unmittelbar an der stark befahrenen Reichsstraße (heute Bundesstraße) 4 von Hamburg-Altona nach Kiel. Der westliche Teil des Stacheldrahtzaunes verlief nur fünf bis knapp zehn Meter vom Straßenrand entfernt. Der Einblick in das Lagerinnere war nur notdürftig durch in den Stacheldraht geflochtene Zweig erschwert. Offensichtlich trugen weder die SS noch die Luftwaffenführung Bedenken, das Lager der öffentlichen Wahrnehmung preiszugeben.

Die inzwischen verbreitete Kenntnis von der Existenz des Lagers an diesem Ort sowie die bewaffneten Posten und die Warnschilder an der Straße („Nicht stehen bleiben! Weitergehen!“) erregten zusätzliche Neugier. Zwar war der zivile Kraftwagenverkehr auf der Reichsstraße 1944/45 kriegsbedingt stark eingeschränkt. Pferdegespanne und Radfahrer aber belebten den Verkehr umso mehr. Bauern fuhren zur Feldarbeit, Erntewagen mit Rüben und Kartoffeln fuhren auf die Höfe. Besonders lebhaft war der Verkehr in die nahe gelegenen Torfmoore und der Transport mit



Quelle: KZ-Gedenkstätte Kaltenkirchen-Springhirsch

Das frühere Konzentrationslager in ziviler Nutzung: die ehemalige Nordbaracke um 1955

fertigem Torf in die umliegenden Gemeinden. In gemächlichem Tempo kutschierten die Gespanne am Lager vorbei, und es gab gute Gelegenheit für aufmerksame und neugierige Blicke durch den Zaun.

2.3 Das Lagerpersonal

Den intensivsten Kontakt mit den Häftlingen hatten natürlich die zur Lagerführung und -bewachung gehörenden Personen. Der Lagerführer Otto Freyer, ein gegen seinen Willen zur SS überstellter Offizier der Wehrmacht, unterhielt engen Kontakt zu seiner Familie in Stuttgart und berichtete ihr über die ihn niederdrückenden Verhältnisse in seinem Lager – ohne jedoch als verantwortlicher Lagerführer für eine menschliche Behandlung der Häftlinge zu sorgen.

Einen besonders wichtigen Kanal für Informationen in eine breite Öffentlichkeit stellte die aus 85 Personen bestehende Wachmannschaft dar, deren Quartier sich im Lagerbereich befand. Bei ihnen handelte es sich um Soldaten der Luftwaffe, die von ihrer Dienststelle – dem Luftgaukommando Hamburg – der SS überlassen worden waren. Ihnen oblagen die äußere Sicherung des Lagers, die Bewachung der Häftlinge während ihres Einsatzes außerhalb des Lagers und Aufgaben in dessen Innenbereich. Zu ihrer Erfahrung gehörte auch der Anblick der täglich gestorbenen Menschen,

der vielen Kranken und die Beaufsichtigung des Beerdigungskommandos beim Transport und der Bestattung der Verstorbenen.

Da diese Soldaten nach Aussagen überlebender Häftlinge offenbar Plattdeutsch sprachen, ist anzunehmen, dass sie aus der Umgebung des Lagers stammten. Und da sie alle älteren, nicht mehr fronttauglichen Jahrgängen angehörten und aller Wahrscheinlichkeit nach verheiratet waren, bestand auch mit ihren Familien lebhafter Kontakt und Austausch.

2.4 Die „Wald- und Gartenstadt Springhirsch“

Westlich der Reichsstraße, unmittelbar gegenüber dem Lager, befand sich die zur Gemeinde Nützen gehörende „Wald- und Gartenstadt Springhirsch“. Hier wohnten, zumeist in Behelfsheimen, einige hundert Menschen, überwiegend Frauen mit ihren Kindern. Ein großer Teil von ihnen stammte aus Hamburg und unterhielt zu ihren in der Stadt wohnenden Angehörigen enge, durch eine Busverbindung erleichterte Beziehung. Sie alle lebten ständig in Sicht- und Hörweite zum Lager.

Manche Bewohner hatten mehr oder weniger lebhaften persönlichen Kontakt mit dem Lagerführer, mit einzelnen Personen des Wachpersonals, gelegentlich auch mit solchen Häftlingen, die zu besonderen Arbeiten für bevorzugte Personen der Siedlung abgestellt worden waren. Unter diesen Umständen gewannen sie unauslöschliche und sehr authentische Eindrücke.

Die Versorgung des Lagers mit Lebensmitteln für seine stets über 500 Personen zählende Belegschaft sowie für die Lagerführung und das Wachpersonal erfolgte über private Geschäftsleute in Kaltenkirchen und Barmstedt. Sie lieferten ihre Waren an und fuhren dazu in das Lagergelände hinein. Das geschah zwar werktags, wenn der Großteil der Häftlinge zur Arbeit ausgerückt war. Dennoch begegneten ihnen die im Lager umherirrenden „Muselmänner“, Häftlinge, die – oft von tödlicher Krankheit gezeichnet – nicht mehr arbeitsfähig waren. Zum Beispiel berichteten Bäcker und Schlachter aus Kaltenkirchen über das dort Gesehene.



Quelle: KZ-Gedenkstätte Kaltenkirchen-Springhirsch

Otto Freyer, „Lagerführer“ in Kaltenkirchen-Springhirsch

2.5 Begegnung mit der Kirchengemeinde

Wie ein überlebender polnischer Häftling berichtete, habe ein Pastor aus Kaltenkirchen Kontakte zum Lager unterhalten und sich für eine würdige Bestattung der Toten eingesetzt. Auch in diesem Falle wäre die Kunde von der Existenz des Lagers und zumindest von dem dort üblichen Umgang mit den Toten an Teile der Öffentlichkeit gelangt. Jedoch bestritt der namentlich genannte Pastor Johannes Thies mit großer Entschiedenheit, jemals Kontakt mit dem Lager gesucht oder gehabt zu haben.

Dennoch muss es offizielle Kontakte von Seiten der Lagerführung mit Pastor Thies und der Friedhofsverwaltung gegeben haben, denn auf dem Kaltenkirchener Gemeindefriedhof wurden im Spätherbst 1944 an einem besonderen Platz fünf Tote beerdigt und im Friedhofsregister als „K-Häftlinge“ oder auch „KZ-Häftlinge“ bezeichnet. Zudem war Ortspastor Thies von militärischer wie kirchlicher Behörde als Standortgeistlicher für den Bereich Kaltenkirchen und Bad Bramstedt bestellt worden. Für die Angehörigen der Wehrmacht hat er dieses Amt wahrgenommen. Unbekannt ist, ob er auch das Wachpersonal – die Luftwaffensoldaten in SS-Dienst – seelsorglich betreut hat. In dem Falle hätte ihm das Lager nicht entgehen können.

Als im Jahre 1965 der frühere Lagerschreiber Sergiusz Jaskiewicz auf der Suche nach dem Ort des Lagers den damals in Kaltenkirchen amtierenden Pastor Karl August Döhring besuchte, wusste dieser zwar von der Existenz des Lagers, dessen genaue Lage kannte er jedoch nicht. Er musste sich erst bei einer Angestellten der Gastwirtschaft „Flick“ in Heidkaten – hinter vorgehaltener Hand, gewissermaßen konspirativ – danach erkundigen.

Die unmenschliche Behandlung der Häftlinge führte zu einer sehr hohen Sterberate. Während die meisten Toten im weiteren oder näheren Umfeld des Lagers beerdigt wurden, schickte der Lagerführer gewisse Kranke zurück in das Hauptlager Neuengamme – auf welchem Wege, ist nicht bekannt –, von wo dann schubweise Ersatz aus Neuengamme nach Kaltenkirchen entsandt wurde.

Am 16. April 1945 wurde das Lager nach Wöbbelin bei Ludwigslust in Mecklenburg verlegt. Auch dieser letzte Transport mit nachweislich 576 Häftlingen und 84 Soldaten der Wachmannschaft vom Bahnhof Kaltenkirchen dürfte in der Öffentlichkeit erhebliches Aufsehen erregt haben.

2.6 Arbeitseinsatz der Häftlinge

76

Am nachdrücklichsten traten die Häftlinge der Öffentlichkeit entgegen beim morgendlichen Ausrücken zur Arbeit und abends beim Rückmarsch ins Lager. Merkwürdigerweise nahm die lange Marschkolonne – begleitet

von Soldaten der Wachmannschaft – nicht den weniger auffälligen Weg direkt über das Flugplatzgelände, sondern die denkbar öffentlichste Route in südlicher Richtung auf der Reichsstraße 4. Dadurch wurde die etwa zwei Kilometer lange Strecke für den Verkehr stark eingeschränkt. Das Schreien der Soldaten, gelegentliches Schießen und das charakteristische laute Klappern der Holzschuhe auf dem Basaltpflaster zog die Aufmerksamkeit von Anwohnern und Verkehrsteilnehmern auf diesen fast täglichen Vorgang.

Der Eindruck vertiefte sich dann, wenn die Häftlinge mit allen Zeichen großer Erschöpfung von der Arbeit zurückmarschierten und dabei die auf den Arbeitsplätzen extrem geschwächten oder umgekommenen Kameraden mittragen oder auch mitschleifen mussten. Als wichtigste Augenzeugen erwiesen und bewährten sich bei späteren Befragungen voller Entsetzen ehemalige Bewohner der „Wald- und Gartenstadt“.

2.7 Im Umfeld des Militärstandortes Kaltenkirchen

Der Dienstweg führte das Personal des Militärflugplatzes oft in die unmittelbare Nähe des Lagers, besonders dann, wenn einzelne Jagdflugzeuge in dessen schützender Nähe abgestellt wurden. Hier hoffte man sie sicher vor feindlichen Angriffen, denn das Lager war nachts durch Scheinwerfer hell beleuchtet. Offiziere der Einheit suchten gelegentlich das Lager und den Lagerführer auf.

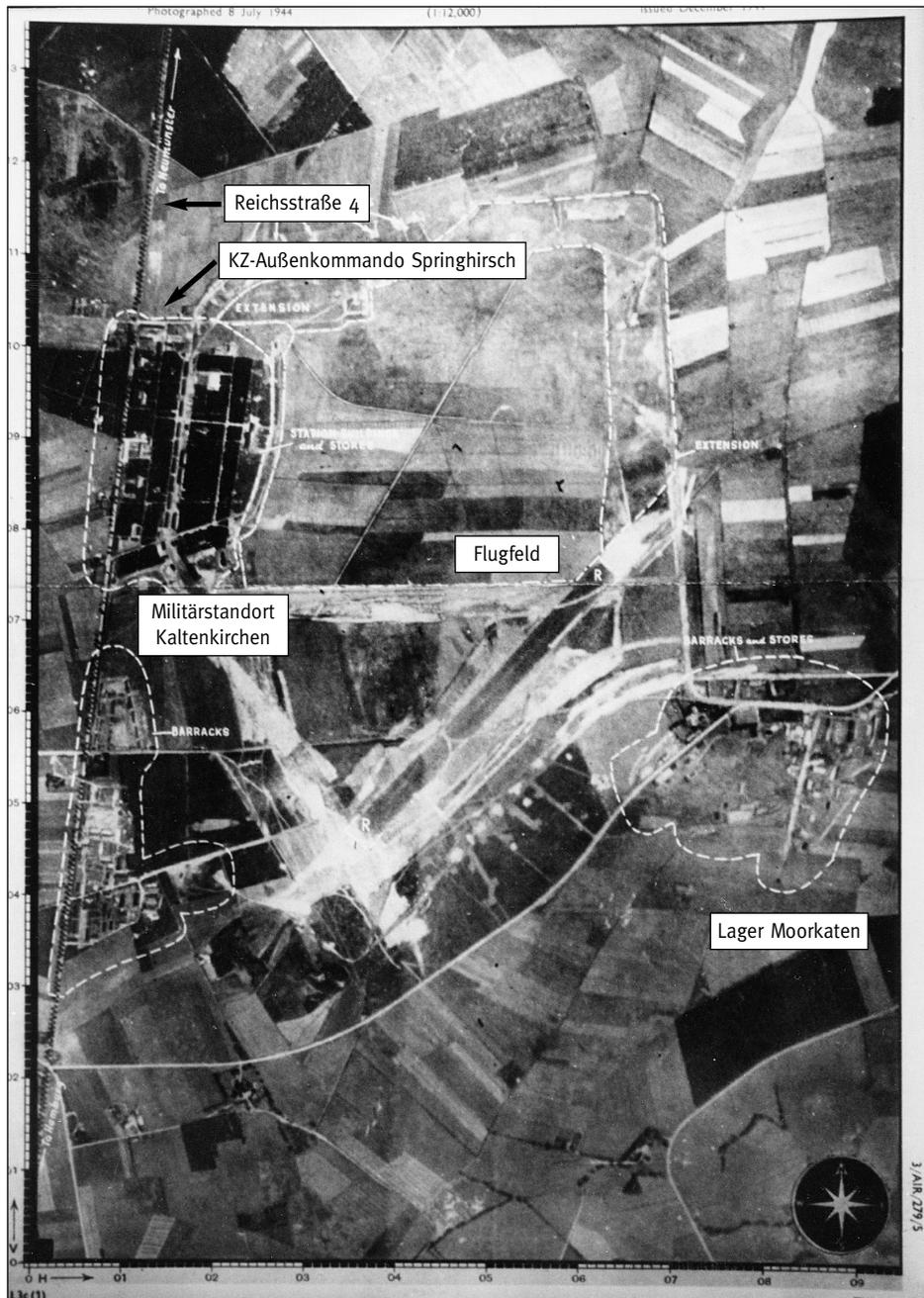
Während diese Marschstrecke heute auf ihrer östlichen Seite als militärisches Sperrgebiet völlig einsam geblieben ist, erstreckten sich dort während der Kriegsjahre zahlreiche Gebäude und Baracken des Militärstandortes Kaltenkirchen. In dessen nördlichem Bereich war während des letzten Kriegsjahres noch ein Restkommando der Marine-Kraftfahrausbildungsabteilung (1. M.K.A.A.) stationiert; im Anschluss daran nach Süden – schon im Ortsteil Heidkaten – schlossen sich die Unterkünfte für das zum Militärflugplatz gehörende Bodenpersonal der Luftwaffe an.

Im weiteren südlichen Teil des Flugplatzes befand sich ein Komplex von Baracken, in denen die verschiedensten Personen untergebracht waren:

- ein Lager des Reichsarbeitsdienstes (RAD)
- ein „Gemeinschaftslager“ der Deutschen Arbeitsfront (DAF) mit deutschen und ausländischen Zivilarbeitern
- Baracken mit Zwangsarbeitern aus den Niederlanden, Italien, Polen und der Sowjetunion
- In einem nicht näher lokalisierbaren Barackenbereich befand sich zudem ein Lager mit italienischen Militärinternierten (IMI)

Die Bewohner all dieser Einrichtungen und Unterkünfte kamen in mehr oder weniger enge Berührung mit den Häftlingen.

77



Luftaufnahme der Royal Air Force, 8. Juli 1944: Links die Reichsstraße 4 mit dem Militärstandort Kaltenkirchen, östlich davon das Flugfeld und das Lager Moorkaten

Die beim Ausbau und der Unterhaltung des Flugplatzes tätigen Privatfirmen beschäftigten eine große Anzahl Angestellter, die zum Teil in den umliegenden Gemeinden in Privatquartieren untergebracht waren. Viele dieser Firmenangestellten führten die Aufsicht bei den Arbeitseinsätzen der Häftlinge, waren beteiligt an deren Misshandlung, hatten also besonders engen Kontakt mit ihnen. Bezeugt ist, dass manche in ihren Quartieren über die Vorgänge bei den Arbeiten, auch über Grausamkeiten gegenüber den Häftlingen, ausführlich berichteten, so z.B. der Familie des Autors.

Im Dienste der Luftwaffe waren Angehörige verschiedener Berufe dauernd im Bereich des Flugplatzes beschäftigt, z. B. Landwirte, Forstbedienstete und Maler. Auch sie und ihre Familien dürften von der Existenz eines Konzentrationslagers gewusst haben.

2.8 Spuren und Eindrücke

Nach aller menschlichen Erfahrung werden die genannten Personen das, was sie täglich und über lange Zeit sahen und hörten, nicht streng für sich behalten haben. Es drängt Menschen, über Erlebtes dieser Art mit anderen – vor allem mit vertrauten Personen – zu sprechen, ihnen das Erlebte mitzuteilen, auch wohl um die Last solcher Eindrücke mit anderen zu teilen. Je mehr das Wahrgenommene alles bisher Erfahrene an Schrecklichkeit übersteigt, umso unwiderstehlicher ist das Mitteilungsbedürfnis, umso stärker trägt aber auch pure Sensationslust zur Verbreitung solcher Ereignisse bei.

Der Radius der so als Augenzeugen in das Geschehen mit Einbezogenen war außerordentlich weit. Er umfasste nicht nur die umliegenden Gemeinden, sondern reichte weit darüber hinaus: zu den in Hamburg wohnenden Angehörigen und Verwandten der Bewohner der „Wald- und Gartenstadt“, zu den Familien und Freunden der in Kaltenkirchen, Kiel und Lübeck ansässigen Baufirmen, in die Gemeinden, aus denen die Wachmannschaften stammten und in die sie während ihrer Freizeit und ihres Urlaubs zu fahren pflegten.

Wenn es trotzdem in einer sehr breiten Öffentlichkeit hieß und gelegentlich immer noch wiederholt wird, man habe doch von Einrichtungen wie den Konzentrationslagern und speziell von dem nach der Gemeinde Kaltenkirchen benannten Lager gar nichts wissen können und auch gar nichts wissen dürfen, dann drängt sich die Frage nach einer Erklärung und dem Wert solcher Beteuerungen auf. Können solche starken Eindrücke überhaupt verloren gehen, dem Gedächtnis auf Dauer entfallen?

Tatsächlich erwies es sich im Verlauf zahlreicher Interviews während der 70er und 80er Jahre, dass die inzwischen bereits Jahrzehnte zurückliegenden Eindrücke durchaus nicht spurlos verloren gegangen waren.

Gezielte Befragungen hoben das damals Erlebte ins Bewusstsein zurück – zögernd, gelegentlich sogar mit Zeichen einer Erleichterung. Nicht selten lösten die nun wieder lebendig werdenden Bilder Gefühlsregungen aus wie damals während des unmittelbaren Erlebens.

Bei manchen Gesprächspartnern setzten dann alsbald Reaktionen ein, die den gestörten Verdrängungsprozess fortsetzen und die innere Beunruhigung dämpfen sollten: Ein weiteres, vertiefendes Interview wurde abgelehnt, es meldete sich Ärger über die Einwilligung zum Interview, die anfängliche Offenheit wurde als Selbstbelastung empfunden, Nachbarn und Bekannte wurden vor einer Aussagebereitschaft gewarnt.

Auf den ersten Schock folgten bisweilen Versuche, die Behandlung der Häftlinge zu rechtfertigen: „Es hieß ja, das seien alles Verbrecher, Bolschewisten, Asoziale, Homosexuelle, Schwarzschlachter.“ Manche Frauen versicherten, sie hätten große Töpfe mit Pellkartoffeln oder Suppe an den Straßenrand gestellt, damit sich die Häftlinge davon nehmen könnten. Diese Vorstellung ist zwar wegen der strengen Bewachung der Häftlinge absurd, verweist aber auf das Klischee einer menschlichen Handlungsweise, die es in anderen Zusammenhängen zweifellos gegeben haben mag, nicht aber gegenüber KZ-Häftlingen auf ihrem streng bewachten Weg vom Bahnhof oder zur Arbeitsstelle.

Deutlich meldet sich hier aber auch das Gewissen: „Andere haben so oder ähnlich gegenüber Menschen im Elend gehandelt, auch ich hätte Mitleid zeigen sollen, habe es aber unterlassen.“ Es handelt sich hier also um Zeitgenossen, die ihre Qualität als Zeitzeugen unterdrückt oder aber – aus welchen Gründen auch immer – verloren hatten.

Dies Phänomen, diese jahrzehntelange Geschichtsvergessenheit soll im Folgenden näher untersucht werden. In einem ersten Teil soll der Frage nachgegangen werden, welche speziell für die unmittelbare Nachkriegszeit sozialpsychologisch allgemeinen Gegebenheiten beteiligt waren. Und zweitens soll untersucht werden, welche besonderen für die Region Kaltenkirchen bedeutsamen Vorgänge und Faktoren zu berücksichtigen sind.

3. Allgemeine sozialpsychologische Betrachtungen

Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Situation, in der sich die deutschen Menschen zum Ende des Krieges und damit des „Dritten Reiches“ fanden.

3.1 Die „beleidigte Nation“

Millionen hatten das „Dritte Reich“ bereits gegen Ende der Weimarer Republik „in ihren Herzen getragen“, wie sie in einem besonders beliebten

Lied gesungen und gefühlvoll beteuert hatten. Sie hatten mit ihren Wahlentscheidungen Hitler über die Schwelle zur Macht getragen – in den Dörfern dieser Region bei der Reichstagswahl im Juli 1932 mit bis zu 95 Prozent der Wählerstimmen. Sie hatten das Programm und die Ziele der NSDAP aus deren Propaganda gekannt und unter Führung der Partei mit ihrem enthusiastischen Engagement unterstützt.

Sie hatten das Bewusstsein, einem Herrenvolk anzugehören, zutiefst verinnerlicht und die dementsprechende Zielforderung nach Schaffung eines Großdeutschen Reiches durch den totalen Einsatz all ihrer Kräfte unterstützt. Sie hatten sich – ungeachtet persönlicher Defizite oder auch Erbärmlichkeiten – allen anderen Völkern überlegen gefühlt. Und sie hatten am Ende auch „durchgehalten“, als „alles in Scherben zu fallen“ begann.

Mit dem Schweigen der Waffen fanden sich die Menschen nackt, völlig entblößt. Gleich den meisten großen Städten, war das Gerüst ihrer Selbsteinschätzung zusammengebrochen. Eine unerträgliche Leere hatte stattdessen in ihnen Platz gegriffen. Soldaten aus Nationen, auf die sie so überheblich und lustvoll herabgeblickt hatten, schossen – wie zum Beispiel in Alveslohe – mitten im Dorf den stolzen Reichsadler auf dem Denkmal in Stücke. Menschen in fremden Uniformen durchsuchten die Dörfer nach Waffen, nach Hitler-Bildern, beanspruchten die Bürgersteige für sich, holten die bisherigen Respektspersonen – wie den Segeberger Landrat Waldemar von Mohl – ab und nahmen sie in Gewahrsam.

Es gab auch in der hiesigen Region Einzelne, die diese Wendung als Befreiung verstanden. Es wird aber nie berichtet, dass sie damit laut oder gar triumphierend in Erscheinung getreten wären. Die meisten Deutschen, das Kollektiv der „Volksgemeinschaft“, erlebte die totale Niederlage im „totalen Krieg“, dieses Finale als ungeheure Demütigung. Um die zu ertragen, hätte es einer moralischen Substanz und Kraft bedurft. Die aber war nicht vorhanden. Sie war sehr lange Zeit durch Überheblichkeit ersetzt worden.

So blieb den meisten der Weg zu einer befreienden Selbsterkenntnis versperrt. Das niederdrückende Erlebnis der Vergeblichkeit aller Anstrengungen und Opfer ließ nur noch Raum für unwürdiges Selbstmitleid. Und, sofern immer noch die „Vorsehung“ bemüht wurde, versicherte man einander: „Das haben wir nicht verdient!“ Es bot sich das Bild einer „beleidigten Nation“ (Thomas Mann).

3.2 Die „Opfer“

Im Schweigen der Waffen traten nun die wirklichen Opfer unübersehbar und unüberhörbar hervor: die Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter, Frauen und Männer, die in jedem noch so kleinen Dorf freundlich oder

auch rigoros ausgebeutet worden waren. Sie bewegten sich jetzt auf den Straßen – zumeist friedlich und unaufdringlich. Sie erfuhren seitens der Besatzungsmacht eine bevorzugte Behandlung. Ortsbekannte Funktionsträger der Partei mussten mit ihren Familien für Wochen und Monate ihre Wohnung räumen, um Platz zu machen für die Einquartierung von Besatzungssoldaten und – wie in Alveslohe – für aus ihren Lagern befreite polnische Kriegsgefangene.

Schnell sorgten die Sieger dafür, dass den Deutschen die unter ihrer kollektiven Mitverantwortung begangenen Gräueltaten der Menschenvernichtung zur Kenntnis gebracht wurden. Die anerzogene nationale Ich-Bezogenheit versperrte aber den Blick für die Leiden, die Deutsche anderen angetan hatten. Die Täter – im weiten Sinne des Wortes – empfanden sich selber als die eigentlichen Opfer.

Für die drückende Not und mannigfachen Mangelerscheinungen während der ersten Nachkriegsjahre waren die Schuldigen bald gefunden: die Alliierten und – ganz ohne Scham – immer noch die Juden. Wo Flüchtlinge den Wohnraum der Alteingesessenen einengten und ihren Platz im Gemeindeleben erwarteten, wies der anklagende Zeigefinger konsequent gen Osten, wo Deutschland den „jüdisch-bolschewistischen Ansturm“ herausgefordert hatte und nun die Folgen tragen musste.

4. Besondere regionale Umstände und Faktoren

In manchen Personen und Vorgängen spiegelte sich die hier beschriebene sozialpsychologische Befindlichkeit besonders deutlich.

4.1 Interniert – Landrat Waldemar von Mohl

Der Segeberger Landrat Waldemar von Mohl, Mitglied der NSDAP und zuverlässig in der Realisierung der nationalsozialistischen Politik, wurde bald nach dem Einrücken britischer Streitkräfte in das Internierungslager Gadeland bei Neumünster eingewiesen. Dort fand er sich in Gesellschaft vieler hochrangiger Funktionäre, wie Kreisleiter Werner Stiehr und Gauleiter Hinrich Lohse. Wenn ihnen dort Schlimmes zugefügt wurde, dann allenfalls die Demütigung, die er als völlig unbegründet ansah. Er vermochte – obwohl selber Mitglied der NSDAP – keine Gründe für seine Internierung zu finden. In seinem Tagebuch notierte er am 3. Juli 1945: „So viel ich weiß, war darin sogar die Gestapo anständiger, sie sagte den Häftlingen wenigstens den Grund. Mag dieser stichhaltig sein oder nicht!“

Er sah nur dies: „Nun wären wir scheint's im englischen KZ gelandet! Jedenfalls hinter dichtem Stacheldrahtverhau mit Postentürmen“ (30. Mai

1945). Zuvor hatten die schottischen Soldaten berichtet, was sie kürzlich bei ihrem Vormarsch hinter Stacheldraht in Bergen-Belsen gesehen hatten.

Zu den mit von Mohl Internierten gehörten auch hohe kirchliche Funktionäre wie der Landesbischof von Mecklenburg und der frühere Präsident des Landeskirchenamtes, von Heintze. Der enge Kontakt mit ihnen brachte von Mohl auf den Gedanken: „Vielleicht lässt mich Gott für das mitbüßen, was Andere Böses getan haben – so wie er Christus, seinen Sohn, für die Sünden der Menschen hat leiden und gekreuzigt werden [sic] lassen.“ Die hier zutage tretende, an Blasphemie grenzende Zurechnung dürfte ihn dazu veranlasst haben, seine Erinnerungen aus den Monaten der Haft unter den Titel des Bußpsalms 130 zu stellen: „De profundis“, „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir!“

Wenn schon der Segeberger Landrat und Edelmann so weit entfernt war von Einsicht und der Bereitschaft zum Umdenken, wie sollte man solches von den übrigen „Volksgenossen“ erwarten?

4.2 Das kirchliche Gemeindeblatt *Pflugschar und Meißel*

Hier anknüpfend ist die nachwirkende Bedeutung des „Gemeindeblattes für das Kirchspiel Kaltenkirchen“ unter dem Titel *Pflugschar und Meißel* zu würdigen. Dem Kaltenkirchener Pastor Johannes Thies war sehr daran gelegen, dass die Zeitschrift in den zum Kirchspiel gehörenden über 20 Dörfern eine immer größer werdende Leserschaft fand. Auf vielfältige Weise dokumentierte das Blatt die Übereinstimmung von Kirche und Nationalsozialismus und erwies sich für die Kriegführung als stabilisierender Faktor. Als Feinde des Christentums wurden ausdrücklich genannt: die Gottlosen, die Freidenker, Kommunisten und Marxisten sowie ausdrücklich auch Katholiken.

Im Vergleich mit der heute gegebenen Überflutung durch gedruckte und elektronische Medien, hatte in jener medien-dürren Zeit ein solches Gemeindeblatt eine ganz erhebliche Breitenwirkung. Dies umso intensiver, als das Blatt ein Organ des Landesvereins für Innere Mission in Schleswig-Holstein war. Von einer derart beeinflussten Gemeinde war ein Unrechtsbewusstsein oder die Distanzierung von der mit kirchlichem Segen gestützten politischen Grundhaltung nur schwer zu erwarten.

4.3 Die „schlechten Jahre“

Um zu einer gerechten Einschätzung zu kommen, müssen die Verhältnisse bedacht werden, in denen die Menschen sich unmittelbar nach dem Kriege befanden: Die meisten sahen sich von der Sorge um die elementaren Dinge

des täglichen Lebens gefordert. Das galt in besonderem Maße für die vielen Flüchtlinge und Ausgebombten, die in den Dörfern zumeist in provisorische Unterkünfte eingewiesen worden waren. Diese dringenden Erfordernisse führten zu einer allgemeinen, aufreibenden Geschäftigkeit und Atemlosigkeit, die wenig Raum ließ zur Reflektion, zum Nachdenken über die Ursachen der gegenwärtigen Verhältnisse und über die nur wenige Kilometer entfernt begangene Unmenschlichkeit an den „Anderen“, zum Beispiel den Häftlingen.

Zudem trauerten viele Familien um Angehörige, die als Soldaten den deutschen Angriffskrieg mit ihrem Leben oder ihrer Gesundheit hatten bezahlen müssen. Andere hatten den Verlust von Heimat und Besitz zu verwenden und, schlimmer noch, traumatisierende Erlebnisse im Zusammenhang mit der Vertreibung aus ihrer Heimat zu verarbeiten.

Bedrängnisse solcher Art regen die Suche nach den dafür Verantwortlichen an. Auf sie lassen sich dann leicht und entlastend Verzweiflung und Wut abladen. Die alten Feindbilder waren noch virulent. Bis in die Gründerjahre der Bundesrepublik wurden mancherorts als die Urheber des Elends die Juden und die Alliierten benannt.

Nach seinem Untergang erschien das „Dritte Reich“ mit seinen „Errungenschaften“ vielen Bürgern umso glanzvoller, schwelgten überlebende Soldaten in ihren Kriegerinnerungen. Schaut man genauer hin, so wird man gewahr, wie die einst stolzen Angehörigen des Herrenvolkes sich nun als eine führer- und darum orientierungslose Herde erwiesen.

4.4 Das „führerlose“ Volk

In dieser Verfassung hätten die Menschen einer mutigen und überzeugenden geistigen und politischen Kraft bedurft. An Personen mit einer solchen moralischen Qualität aber mangelte es in dieser Region besonders. Zu übermächtig erwies sich das Fehlen einer demokratischen Erfahrung und Tradition, zu dominant war die ideologische Infiltration schon während der Weimarer Republik, dann umso mehr während des „Dritten Reiches“ gewesen.

Es fehlte an eigener Kraft, den Bannkreis des würdelosen Selbstmitleids zu durchbrechen und die desolaten Verhältnisse als Folgen der Politik zu begreifen, denen die allermeisten in treuer Gefolgschaft gedient hatten.

4.5 „Entnazifizierung“ und „Persil-Scheine“

Als die britische Besatzungsmacht versuchte, auf unterster Ebene eine erste Selbstreinigung von den nationalsozialistischen Machtstrukturen zu beginnen, in der Funktionsträger ihrer Ämter enthoben werden sollten, erwies

es sich als außerordentlich schwierig, politisch unbelastete Personen zur Mitarbeit in den Entnazifizierungsausschüssen zu finden. Die Furcht, in ihrer nicht umkehrbereiten Gemeinde abermals in die Isolation zu geraten und daneben auch noch wirtschaftlichen Schaden zu nehmen, war sehr groß und durchaus begründet.

Der Präses der vorläufigen Kirchenleitung und spätere Landesbischof Halfmann behinderte den Prozess der Selbstreinigung durch eine „Kanzelabkündigung betreffend Denunziation“ vom Herbst 1945. Darin weckte er in allen Gemeinden den Verdacht, in diesen Ausschüssen werde „Anschwärzung“ von Mitmenschen betrieben. Stattdessen verstieg er sich zu der Empfehlung, das „aus tausend Wunden blutende deutsche Volk“ habe „nichts nötiger“ als sich von Christus die Sünden „wegtragen“ zu lassen.

In dieser Atmosphäre hatten die „Persil-Scheine“ ihre hohe Konjunktur. Ehemalige Funktionäre, die in Internierungshaft der Feststellung ihrer Belastung oder auch Straffälligkeit vor den Spruchgerichten entgegesehen, bemühten sich um Entlastungszeugnisse aus ihrem alten Wirkungsbereich, oder solche wurden spontan aus der Bevölkerung beigebracht. Diese massenhaft vorliegenden Dokumente zumeist aus der Mitte der Gesellschaft – Landwirte, Handwerker, Nachbarn, Verwandte, wirtschaftlich Abhängige – sind in aller Regel schon auf den ersten Blick Falschautsagen. Aus ihnen lässt sich ablesen, wie wenig es großen Teilen der Öffentlichkeit an einer Bereinigung des politischen Lebens gelegen war. Hier ging es um den Preis von Anstand und Wahrheit, alte Führungskräfte schnellstmöglich zu rehabilitieren.

Dass erstaunlich viele solcher „Persil-Scheine“ auch die Unterschrift von Sozialdemokraten trugen, ist auf den ersten Blick nur schwer verständlich, ebenso, dass sogar SPD-Ortsvereine als solche in manchen Fällen (z.B. Kaltenkirchen) notwendigen Maßnahmen gegenüber NS-Funktionären entgegentraten. Sie hatten sich in den kleinen, bäuerlich bestimmten Landgemeinden nicht erst im „Dritten Reich“, oft schon während der Weimarer Republik, am politischen und gesellschaftlichen Rand erlebt. Nun glaubten sie an eine demokratische Zukunft des Landes, an der sie mitzuarbeiten gedachten, wollten aber gleichzeitig endlich aus der Isolation heraus. Dafür waren auffallend viele zu Zugeständnissen an den herrschenden Trend bereit. Nicht zu unterschätzen dürfte auch die drückende Not und die damit einhergehende Abhängigkeit von den Produzenten von Nahrungsmitteln gewesen sein, Mitbürgern also, die das Rückgrat des NS-Staates gebildet hatten.

4.6 Zeichen der Restauration

In den ersten Nachkriegsjahren begann sich abzuzeichnen, dass Repräsentanten der ehemals bürgerlich-konservativen Parteien der Weimarer Republik stark in dem entstandenen politischen Vakuum und der allgemeinen Richtungslosigkeit an Einfluss und Ansehen gewannen. Demzufolge begannen – etwa in den Gemeinderäten der Dörfer – neue Orientierungskräfte Anziehungskraft zu gewinnen und die Massen der ehemals nationalsozialistisch Gesinnten an sich zu binden. CDU und FDP boten den politisch heimatlos gewordenen „Volksgenossen“ ein Auffangbecken, einen Ort neuer Identifikation. Dabei setzte der BHE (Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten) einen besonderen Akzent. Diese Partei, zeitweilig an der Bundesregierung unter Adenauer beteiligt, erreichte 1950 bei Wahlen in Schleswig-Holstein Spitzenwerte von über 23 Prozent. In ihrem Programm vereinigte sich die ungeläuterte Erbitterung vieler Flüchtlinge über ihr Schicksal mit dem Ressentiment derer, die infolge der Entnazifizierung „aus ihren Ämtern Verdrängte“ geworden waren und nun – mit Erfolg – ihre Wiedereingliederung anstrebten.

Es versteht sich, dass diese neuen bürgerlichen Parteien von ihren Mitgliedern und Anhängern keine fundamentale politische Sinnesänderung verlangen konnten, war doch ein Großteil ihrer Exponenten selber einen solchen Erweis schuldig geblieben. Aber sie konnten auf diese Weise verhindern, dass sich krude Nachfolgeparteien der NSDAP mit Aussicht auf dauerhaften Erfolg aufbauen konnten. Die Übernahme dieser politischen Hypothek trug ganz besonders und nachhaltig – auf Jahrzehnte – zur Geschichtsvergessenheit bei.

4.7 Britische Fehlleistungen

Es sollte nicht übersehen werden, dass in Teilen auch die britische Besatzungsmacht oder deren Angehörige einer Umkehr der Bevölkerung im Wege standen. In manchen Gemeinden setzten beispielsweise britische Autoritäten noch im Jahre 1945 Mitglieder der NSDAP zu Bürgermeistern ein (z.B. Kaltenkirchen) oder bestätigten wenig später ehemalige SA-Führer in diesem Amt (z.B. Alveslohe).

Mit Erstaunen beobachtete man in Kaltenkirchen, wie englische Offiziere sich mit einheimischen Inhabern von Jagdrechten auf gemeinsame Jagd machten. Man registrierte dies Vorgehen mit heimlicher Genugtuung, denn Jäger gehörten in dieser Gegend nicht zu den auffälligen Vertretern eines Widerstandes gegen die NSDAP, sondern eher zu deren Protagonisten oder doch Nutznießern.

Im Mai 1945 erschien in Hartenholm eine militärische Truppe, bestehend aus britischen und deutschen Soldaten – diese immer noch in der Uniform der Wehrmacht –, und begann eine Jagd auf befreite sowjetische Kriegsgefangene, die ihre bisherige Unterkunft im Ort zu einem friedlichen Umzug und Marsch in den nahen Segeberger Forst verlassen hatten. Bei dem Unternehmen wurden mehrere Russen erschossen. Es ist unschwer nachzuvollziehen, welche Wirkung diese unerwartete Waffenbrüderschaft auf die einheimische Bevölkerung hatte.

Weiter ist – ebenfalls aus Hartenholm – belegt, dass britische und deutsche Soldaten gemeinsame Trinkgelage veranstalteten und dabei die gerade erst verklungenen Nazi-Lieder sangen, im Dorf deutlich vernehmbar.

In den ehemaligen Unterkünften von KZ-Häftlingen und kranken sowjetischen Kriegsgefangenen („Sterbelager“) am Rande des ehemaligen Militärflugplatzes Kaltenkirchen hatte die Besatzungsmacht zunächst ein Sammellager für gefangene Soldaten der deutschen Wehrmacht eingerichtet. Hier sollte die Idee des britischen Premierministers Winston Churchill Gestalt annehmen, unter Einbeziehung der im Ostkrieg bewährten deutschen Kriegsgefangenen, durch General Montgomery eine „Geister-Armee“ aufzustellen zum Kampf gegen die an der Elbe stehenden Roten Armee. Eine solche militärische Einheit war am Ort bereits im Entstehen begriffen. In der Masse der deutschen Kriegsgefangenen fanden sich Freiwillige dazu bereit.

Hier, auf dem Flugplatz in Kaltenkirchen, hatten britische Offiziere keine Bedenken, ihre Vergnügungsveranstaltungen durch Militärmusiker der Wehrmacht bereichern zu lassen, wobei diese die deutschen Soldatenlieder einschließlich des Horst-Wessel-Liedes darbieten durften. Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, dass „Persil-Scheine“ Hochkonjunktur hatten, dass die Anstrengungen zu einer Entnazifizierung besonders lasch gediehen und dass sich schließlich der Eindruck durchsetzte: Nun sehen also auch die Engländer ein, dass nicht sie, sondern wir Deutschen für die richtige Sache – nämlich gegen den Bolschewismus – gekämpft haben.

4.8 Bischof Wilhelm Halfmanns „Tröstungen“

Als besonders verhängnisvoll erwies sich wiederholt der spätere Landesbischof Wilhelm Halfmann. In einer Kanzelabkündigung „An die Flüchtlinge evangelischen Glaubens in Schleswig-Holstein“ vom 24. August 1945 ließ er von allen Kanzeln verkünden: „Das deutsche Volk beklagt den Verlust seiner großen Ernährungsgebiete, und die evangelische Kirche blickt mit unsagbarer Trauer auf die Trümmer der Dome [...] Die evangelische

Kirche ist [...] ausgeliefert dem polnischen Katholizismus, dem Bolschewismus und dem slawischen Nationalismus der südöstlichen Länder. [...] Unzählbar ist die Zahl der Umgekommenen, der Geschändeten und der Ermordeten.“ Raum für die Urheber und Ursachen des Elends blieb wenig.

In Halfmanns an die Gemeinden gerichtetem Wort zum Advent 1945 finden sich im Zusammenhang mit dem „Stuttgarter Schuldbekennnis“ Sätze wie diese: „Wir fangen an, Zeugen menschlichen Elends zu werden, das alles übersteigt, was die Nazis getan haben“, oder „Die Weltchristenheit verliert ihre Glaubwürdigkeit, wenn sie nicht ihren ganzen Einfluß aufbietet gegen die Schrecknisse, mit denen nach Kriegsende das deutsche Volk geschlagen wird [...].“ Und statt eines angebrachten Bußrufes, läßt er die schwer erträgliche und weinerliche Zumutung folgen: „Dem deutschen Volk aber droht das Schicksal des jüdischen Volkes, wenn es nicht wieder Stall und Krippe seines Heilandes bereitet.“

Das Ausmaß der Untaten an den Juden kann ihm zu dem Zeitpunkt nicht verborgen geblieben sein. Nun wurden sie einbezogen in die Aufrechnung, zu Verfestigung und Verhärtung.

Man mag entgegenhalten, diese Worte haben nur Wenige erreicht, denn Schleswig-Holstein habe doch zu den am meisten entchristlichten Provinzen gehört. Jedoch nahm die Zahl der Gottesdienstbesucher während der ersten Nachkriegsjahre auch in Kaltenkirchen sprunghaft zu, und die Worte des Kirchenführers trugen daher ohne Zweifel Früchte in der seelsorglichen Tätigkeit und Verkündigung der Pastoren.

Falsch verstandene „Tröstungen“ dieser Art konnten nicht zu einer inneren Befreiung verhelfen, sondern verführten zu billiger Entlastung. Eine läuternde „Erlösung“ wäre von kirchlicher Seite zu erwarten gewesen, wurde von dieser aber – trotz oder wegen ihrer eigenen Verstrickung in den Nationalsozialismus – nur selten geleistet.

Leichter begehbar schien der Weg der Leugnung und Verkleinerung von Mitverantwortung und Schuld, die Ablenkung auf die Auch-Schuld der Anderen, der Alliierten, und die gegenseitige Versicherung, selber gar nicht mitgemacht zu haben, innerlich und heimlich schon immer auf der richtigen Seite gestanden zu haben, und damals ohne eine Möglichkeit, aus der allgemeinen Verstrickung entrinnen zu können.

5. Eine langfristige Hypothek

Wenn bis hierher versucht wurde, Ursachen und Beginn des Weges in das Verdrängen und Vergessen zu verstehen und nachzuzeichnen, so soll im Folgenden die Aufmerksamkeit auf die Langzeitwirkung dieser Hypothek gelenkt werden.

Jahrzehntelang war der Öffentlichkeit in und um Kaltenkirchen die Existenz des Konzentrationslagers verborgen geblieben. Die Gräber der 165 toten Häftlinge in Moorkaten waren zwar vorhanden und wurden im Auftrag und auf Kosten des Landesinnenministeriums durch die Stadt Kaltenkirchen gepflegt. Als Hinweis auf das KZ wurden sie jedoch nicht verstanden, ganz entsprechend der offiziellen Bezeichnung der Anlage als „Kriegsgräberstätte“. Von dort ging also keine Störung aus.

Bis im Jahre 1975 Existenz und Wirklichkeit des Lagers ans Licht kam und, notwendigerweise, eine viele Jahre dauernde Erforschung des Gesamphänomens Nationalsozialismus in und um Kaltenkirchen zur Folge hatte. Die Resonanz auf deren veröffentlichte Ergebnisse war sehr unterschiedlich. Bei großen Teilen der jüngeren Generation sowie in solchen Kreisen, die schon länger an der „Aufarbeitung“ des Nationalsozialismus im Allgemeinen interessiert waren, fanden die Ergebnisse der regionalen Zeitgeschichtsforschung schnell Aufnahme und Unterstützung. Das galt für die Sozialdemokraten und für die damalige „Friedensgruppe Kaltenkirchen“.

Ein großer Teil der Öffentlichkeit sah sich gestört und bezog eine Abwehrstellung. Viele Personen vermochten nicht zu unterscheiden zwischen der Verantwortlichkeit der damaligen Generation und ihrem derzeitigen Bewusstsein als Bürger einer demokratischen Gesellschaft. Weil sie zumeist die einschlägigen Bücher und Aufsätze gar nicht oder nur oberflächlich gelesen hatten, fühlten sie sich persönlich angegriffen und beschuldigt.

Darüber hinaus hatte sich eine kollektive Abwehrfront aufgebaut, die je nach der politischen Mehrheit auch in den Gemeindevertretungen und -verwaltungen ihre Bastion fand. Neben Parteien wurde sie höchst wirkungsvoll von solchen gesellschaftlichen Gruppierungen unterstützt, deren Gründungskader es schon an einer gründlichen inneren Abkehr von der Ideologie des „Dritten Reiches“ hatten fehlen lassen. Dieser Mangel wirkte mehr oder weniger über Generationen hinaus. Das gilt für sehr viele der im übrigen sehr verdienstvollen und nützlichen Vereine und Verbände auf Gemeindeebene.

Eine Sonderrolle spielte dabei die evangelische Kirchengemeinde. Die völlig weggeschwiegene Figur ihres einstigen Pastors Ernst Szymanowski alias Biberstein als tausendfachen Judenmörders drängte sich schon mit Beginn der Forschung wieder ins Blickfeld. Eingang in das Bewusstsein und in die Seelsorge der Gemeinde beginnt aber erst allmählich. Eine selbstkritische Annäherung an die belastete Geschichte der eigenen Gemeinde gelang nur mit großer Verzögerung. Im Laufe der Jahrzehnte brachten nur einige Pastoren die Kraft zu einem aktiven Interesse an den Bemühungen um eine offene Begegnung mit der Geschichte auf. In-



Quelle: KZ-Gedenkstätte Kaltenkirchen-Springhirsch

Nachkriegsaltag, geschichtsbefreit: ehemalige KZ-Baracken als Tankstelle für Fernfahrer

zwischen ist – ein Hoffnungszeichen – die Gemeinde dem Trägerverein der KZ-Gedenkstätte beigetreten.

Resumierend bleibt die erfreuliche und ermutigende Feststellung: Das in den drei Jahrzehnten seit 1975 aufgeschlagene Buch der Geschichte hat in immer weiteren Kreisen seine von Anfang an erwartete Wirkung getan.

Als Prüfstein erwies sich dabei die KZ-Gedenkstätte in Springhirsch als Ort der Begegnung mit der Geschichte, mit ihren vielfältigen Möglichkeiten. Zu ihren Förderern gehören längst die Stadt Kaltenkirchen und die Gemeinden des Amtes, zahlreiche umliegende benachbarte Kommunen und Kirchengemeinden.

6. Springhirsch – ein historischer Ort

Abschließend ein Blick zurück auf den Ort des damaligen Konzentrationslagers: Die Baracken dienten vorübergehend der britischen Besatzungsmacht zu verschiedenen Zwecken. Nach deren Räumung standen sie, wie viele ebenfalls geräumte Unterkünfte des Militärstandorts Kaltenkirchen, leer und dienten Flüchtlingsfamilien als erste willkommene Unterkunft.

So entstand hier in Springhirsch eine Art zivilen Gemeinwesens mit Schule und Einkaufsmöglichkeit. Immer noch zur Gemeinde Nützen gehörend, empfanden die Bewohner sich im Laufe der Jahre als eine besondere kommunale Einheit, der sogar eine Art „Bürgermeister“ vorstand. Es wur-

den Gärten angelegt, um die schmalen Lebensmittelzuteilungen aufzubessern. Hühner- und Kaninchenställe wurden errichtet. Kinder wurden geboren und aufgezogen, spielten und gingen in die Schule. Sie nahmen bis ins hohe Alter schöne, ungetrübt Erinnerungen mit.

Auf diese Weise verlor Springhirsch sein Stigma als Ort eines Konzentrationslagers. Den neuen Bewohnern der Baracken blieb anscheinend verborgen, wer ihre Vorbewohner gewesen waren. Hier war alles auf die Bewältigung der Gegenwart und auf die Zukunft gerichtet. In den 60er und 70er Jahren begann der Fiskus das gesamte Gelände wirtschaftlich nutzbar zu machen. Die Einwohner von Springhirsch fanden in den Nachbargemeinden neue, bessere Wohnungen. Die morsch gewordenen Baracken wurden abgerissen. Auch die ehemals baumlose Lagerfläche wurde aufgeforstet.

Die Geschichte wurde überwuchert und unsichtbar gemacht. Ein falscher Friede breitete sich aus und wurde erst – ab 1995 – mit den ersten Arbeiten zur Errichtung der heutigen Gedenkstätte unterbrochen.

Ein Besucher der Gedenkstätte – Jens Harder – fasste seine Empfindungen in Versform:

Der Wald des Vergessens

Lasst uns Bäume pflanzen
Sprechen sie:
Bäume werden grün
Grün beruhigt
Gibt uns Hoffnung.

Lasst und Bäume pflanzen
Sprechen sie:
Bäume werfen Schatten
Wem's zu heiß wird
An diesem Ort.

Lasst uns Bäume pflanzen
Sprechen sie:
Unter Bäumen wuchern Pflanzen
Die alles zudecken
Alles verbergen
Was stört

Lasst uns Bäume pflanzen!
Lasst uns in die Zukunft blicken!
Lasst die Vergangenheit ruhen!
So sprachen die
Die verbergen und
Verdrängen wollten
Was stört
Unter dem Wald des Vergessens

Der Autor

Gerhard Hoch, Dr. phil. h.c. Jg. 1923, Absolvent einer NS-Lehrerbildungsanstalt (1942). Kriegsgefangenschaft bis 1948. Studium der katholischen Theologie (1956). Tätigkeit als Bibliothekar in Hamburg (bis 1984). Zahlreiche Veröffentlichungen zur NS-Geschichte Schleswig-Holsteins sowie zum Themenkomplex Kriegsgefangene, Fremd- und Zwangsarbeiter.